

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 77 (1951)

Heft: 7

Illustration: Er verabscheut die üblichen Narkotika und erzählt dafür jeweils vor der Operation einige fürchterlich alte Witze

Autor: Leutenegger, Emil

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

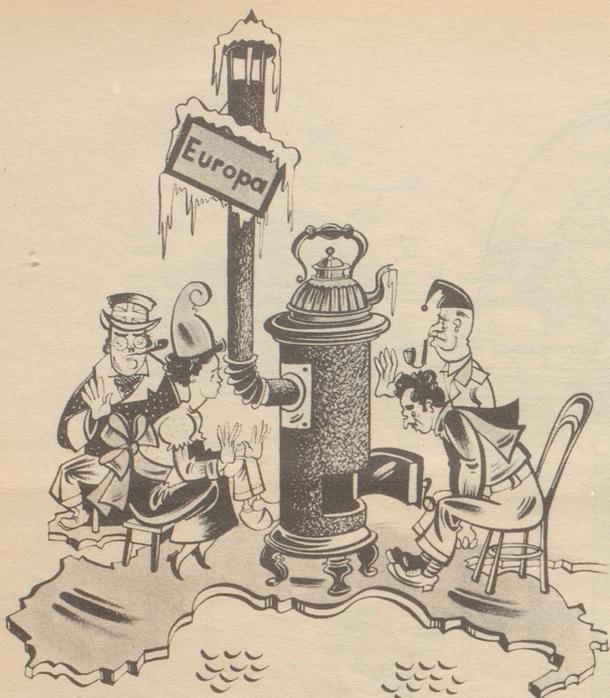
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

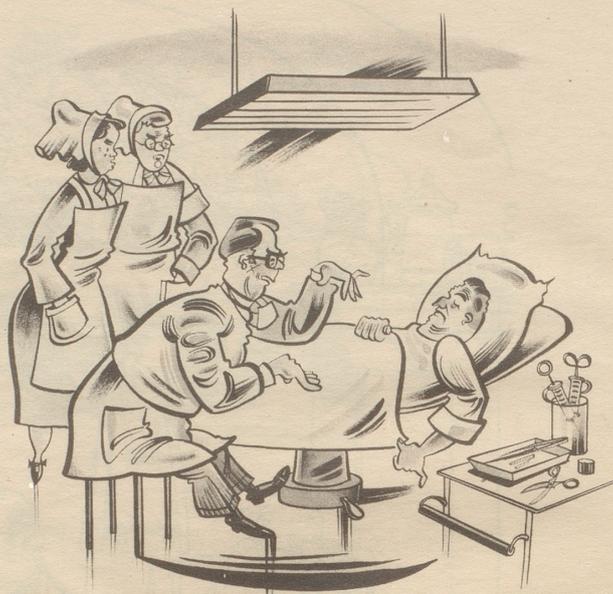
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die wieder aufgebaute Industrie bedarf dringend der Kohle.
Chuum isch sÖfeli gflückt fehled wider dCholel



E. Leutenegger

Er verabscheut die üblichen Narkotika und erzählt dafür jeweils vor der Operation einige fürchterlich alte Witze.

Die Dichterin

Die Muse, die Rosige, mit den veichenblauen Augen und der zarten Haut eines jungen Schweinchens, hat ein Herz voller Sanftheit und Milde. Sie küßt nicht nur schöne Lockenträger mit Oliventeint, nicht nur die hohe Stirn des Asketen mit den schmalen Schläfen, sondern hie und da in komischer Verirrung auch die welken Lippen einer alten Jungfer. Da sitzt sie im Café vor mir, eine Brosche aus der Zeit des Biedermeier an der hochgeschlossenen Bluse, einen Haarknoten im Nacken und eine goldgefärbte Brille auf der Nase, eher eine Fürsorgerante, als eine vom Parnas Herabgestiegene. Sie trinkt ein Glas Tee, hat ein paar Zeitungen vor sich liegen. Doch diese abgelegte Makulatur ist ihr nur die Matratze für das Neue, denn obendrauf liegt ein Blatt unschuldigen, reinen, weißen Papiers. Mit hurtigem Bleistift wirft sie drauf was der Augenblick ihr schenkt. Bald schaut sie singend zum Fenster hinaus und erwägt, ob sie die Möwe, die Graue, mitnehmen will auf diese Exkursion ins Hohe und Dichterische. Bald sieht sie sich im Café um und läßt sich von den Serviertöchtern, die müßig plaudernd an einem Tischchen sitzen und Papierservietten falten, ein paar Gedanken soufflieren. Dann streift sie den jungen Medizinstudenten, der an ihrem Tisch vorbei geht, mit einem bewundernden Blick. Jetzt legt sie für einen Augenblick den Bleistift hin. Sie gönnt ihm eine Ruhepause. Der Student hat ihr ein paar flammendrote Gedanken, etwas Wildes und Bacchantisches eingegeben.

Möwen und Serviertöchter, bleiche Nebel und verdrossener Himmel schiebt sie beiseite. Sie läßt nußbraune Neger mit glänzenden Körpern und phantastischem Kopfschmuck um ein prasselndes Feuer tanzen. Sie kommandiert dem Löwen im Busch zu brüllen. Sie schiebt einen überlebensgroßen gelben Mond am Himmel ihrer Phantasie langsam aufwärts. Sie kokettiert mit dem Kraftvollen und Mächtigen. Dann aber schiebt sie diese schönen Träume wieder in die Schublade der Zaghafteigkeit und bleibt beim Gangbaren und Herzigen. Sie legt vor das Fenster grauen Nebel. Sie läßt es im Café leise nach Tannadeln duften. Die Serviertöchter müssen mit Rosabändern Weihnachtspäckchen schnüren und der Student denkt eben an sein altes Mütterchen im fernen, verschneiten Dorf. Die Arme hat den Kuß der Muse nicht gespürt, jenen Kuß, der das Verschüttete und Verborgene weckt, der

das Gemüt aufreißt und der Frechheit einen Weg schafft, der dem Gangbaren und Geduldeten einen Fußtritt gibt. Die Dichterin mit dem matten Blut dringt nicht in das Dickicht der menschlichen Seele ein, sondern läßt sich in der Gartenlaube nieder und besingt mit dünner Stimme die Sternelein und den sanften Mond.

K. Simir

Bern sieht ziemlich fern ...

(Die Radiogenossenschaft Bern warnt vor dem Fernsehen. Es würde den Schweizer schädlichen fremden Einflüssen unterwerfen ...)

Wir glaubten, die Gefahr sei rot
Und wußten nicht, daß überdies
In unsrer Zukunft, grau und mies,
Ein — ach — so böses Uebel droht.

Wir lebten bisher eingeschnürt
Und holten Geistesnahrung nur
Musik, Film, Kunst und Li'tatur —
Im eignen Land, wie's sich gebührt ...

Nun haben sie in Bern gesagt,
Es sei die Television
Recht schädlich für den Hirtensohn,
Gefährlich, tückisch und gewagt.

Es schwemme dieses Teufelsding
In unser Land nur fremdes Gut,
Das spritze Gift in unser Blut
Und es verdrehe uns den Gring.

Wir glauben, was man sagt in Bern.
Wir sind, daß man uns warnte, froh
Und hocken treu am Radio,
So haben es die Berner gern.
(Dieweil wohl hier des Pudels Kern.)

Robert Däster

Der Rhum mit dem feinsten Aroma



Rhum *Negrita*